

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

227 (29.9.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 29. Sept.

des „Volksfreund“

Nummer 227 — 1915

Die Zigeunerin.

Eine heitere Kriegsgeschichte von G. K. a. b.

„Die Geschichte, die ich Ihnen jetzt erzählen werde“, sagte die kleine Doktorfrau, „hat wenigstens den Vorzug, wahr zu sein. Es ist ein richtiges Drama mit zwei Helden und einem Intriganten. Die Schürzung und Lösung des Knotens habe ich selbst miterleben dürfen.“

Die Sache verhielt sich nämlich so:
Der Pepi und die Pepi waren Nachbarkinder. Sie gingen gemeinsam zur Schule und wurden an einem Tage konfirmiert. Dann kamen beide „in die Stadt“. Der Pepi als Schlosserlehrling und die Pepi als Kindermädchen. In vier Jahren avancierte er zum Gesellen und sie, über das Extramädchen und Stubenmädchen, zur Köchin.

Dann kam der Pepi zum Militär und die Pepi kam zu mir. Sie waren beide fleißige, anständige Leute und beschloßen, einander zu heiraten, sobald es nur ging. Nach weiteren zwei Jahren war der Pepi zum Feuerwerker aufgestiegen und die Pepi legte Krone auf Krone und Körbelgeld auf Körbelgeld. Die Zukunft lag also rosig vor ihnen, als das böse Prinzip — oder die Intrigantin, ganz wie Sie wollen — in das Leben der beiden trat.

Ich muß noch vorausschicken, daß die Pepi eine eifrige Beschäftigte der Kunst ist und jede Neuherung der Literatur unterstützt, die in gelbem Umschlag und in hundertschönfarbigem Einband erscheint. Sie nimmt „Die blutige Hand auf der Kirchhofsmauer“ hin wie Dogma und glaubt an den Inhalt der „Eingemauerten Nonne“ wie an einen mathematischen Lehrsatz.

Und als sich im Nebenhaus eine wahrhaftige „Zigeunerin“ etablierte, war die Pepi unter den ersten, die der Pythia zuliefen. Sie wollte die Zigeunerin fragen, ob und wann sich ihr — der Pepi — Zukunftsraum erfüllen und der Pepi, als tüchtiger Meister, einer gut gehenden Schlosserwerkstatt vorstehen würde. Die Zigeunerin mußte das ja auf den Tag genau ausrechnen können!

Die Zigeunerin sah das Mädchen allein kommen, sie dachte daher an keinen schon vorhandenen Liebhaber. Und um sich eine reiche Kundenschaft zu sichern, übertrieb sie. Sie gab für nicht mehr als eine Krone gleich Kaffeebohnen und Karten. Beide weisagten, ein „Mitter“ würde die Pepi „als Gemahl heimführen“.

Das arme Ding kam ganz betäubt nach Hause. Sie verbrannte und verialzte alles Essen und machte Augen, wie die Duse im vierten Akte der „Freudora“. Sie begreifen die Seelenaualen des armen Geschöpfes. Eine Antreue gegen den geliebten Feuerwerker schien ihr undenkbar, aber gegen den Auspruch einer Zigeunerin gab es doch kein Wehren. So stand es ja in all den schaurig-schönen gelben Heften!

Die Pepi grübelte tagelang auf Kosten meines häuslichen Friedens — mein Mann drohte schon ins Gasthaus zu gehen, so ungenießbar war das Essen —, als ihr endlich die Erlösung kam. Da sie dem Pepi unmöglich untreu werden konnte, so lange er lebte, mußte er eben in der Blüte seiner Jahre sterben. Eine andre Lösung schien ausgeschlossen.

Als Pepi mit ihren Folgerungen so weit gekommen war, vertraute sie ihr Geheimnis dem Stubenmädchen an; und es wird Sie kaum wundernehmen, daß auch ich alles bald und detailliert erfuhr. Die Pepi dachte jetzt bedeutend besser, so weich und gewissermaßen gerührt. Und wir lachten viel über den eingebildeten Kummer der Köchin.

Aber das Lachen verging uns, als der Krieg erklärt wurde. Ich hand mir die Pepi gleich vor, bewies ihr den lächerlichen Aberglauben sehr scharf und verbot aufs strengste, dem Feuerwerker auch nur ein Wort davon zu sagen. Denn der Pepi war gleich in den ersten Tagen mit den Motorbatterien zum deutschen Heere beordert worden.

Die Pepi versprach auch, ihre Zunge zu hüten. Aber sie weinte Tag und Nacht und lebte eigentlich nur von einem Feldpostbrief zum andern. Und jeden hielt sie für den allerletzten. Aber trotz ihrer aufrichtigen Trauer konnte sie eine leidige Regung zum Triumph nicht unterdrücken; nun sah man ja, wie richtig die Zigeunerin prophezeit hatte!

Ich überbringe, mit dem Recht des Erzählers, vier Monate. Die Pepi magerte zusehends ab und wurde ganz trüblich. Ich sprach ihr ernstlich zu, und als es nichts nützte, gab ich sogar, dem guten Zweck zuliebe, vor, nicht die Glaubwürdigkeit zigeunerischer Weissagung im allgemeinen, sondern nur die Echtheit jener einen Zigeunerin in Zweifel zu ziehen. Aber da kam ich schon an! Die Pepi machte ihre tragischsten Augen und schüttelte wehmütig den Kopf. „Jene unecht? Hatte sie nicht sogar indirekt den Weltkrieg vorausgesagt? O, sie war nur zu echt, diese Zigeunerin.“

Anfang Dezember stand ich in der Küche, als der Briefträger wieder eine Feldpostkarte brachte. Die Pepi lief ins Vorzimmer, und ich verließ die Küche, um das Mädchen nicht im Lesen zu hören. Aber kaum war ich bis zum Zimmer gekommen, als ich einen Schrei hörte — einen Schrei. . . .

Ich habe seinerzeit die Wolter als Adelheid im Götze gesehen und erinnere mich noch immer an den Schrei, mit dem sie den Schatten des Hemboten an der Wand begrüßte. Die Haare sträubten sich mir damals vor Entsetzen; und ebenso sträubten sich meine Haare, als ich den Schrei aus der Küche hörte.

„Der Pepi ist gefallen!“ war mein erster Gedanke. Und erst viel später fiel mir ein, daß er dann unmöglich hätte schreiben können. Ich stürzte in einem unbeschreiblichen Zustand vor. Sie weinte und lachte in einem Atem, sie fiel erst dem Stubenmädchen um den Hals und dann so radikal in Ohnmacht, daß wir sie mit knapper Not auf-

fangen konnten. Ich spritzte ihr Wasser ins Gesicht und rief ihr die Schläfen mit Essig. Das Stubenmädchen war klüger oder neugieriger als ich; sie griff erst nach der Feldpostkarte und las sie durch.

Dann sah sie mich ratlos an. „Da steht ja nichts Schreckliches!“ sagte sie erstaunt.

Zum Glück kam die Pepi bald wieder zu sich; aber zurechnungsfähiger schien sie nicht geworden zu sein. Auf alle Fragen gab sie nur unzusammenhängende Auskunft und rief wohl an die zwanzigmal: „Die Zigeunerin — der Mitter!“ Kurz, es war sehr beängstigend.

Bruchstückweise erfuhren wir dann Näheres. Der Pepi hatte, seiner großen Bravour wegen, das Eisenerz-Kreuz erhalten und unterschrieb jetzt „Mitter vom Eisernen Kreuz“.

Sie begreifen doch: der Pepi war ein Ritter geworden und die Pepi durfte ihn, unbeschadet der Prophezeiung, heiraten.

Natürlich war das Nachtmahl an diesem Tage total ungenießbar. Die Zigeunerin aber bekam so viel Zulauf, daß sie nach dem Kriege wohl von ihren Renten wird leben können. —

In französischer Gefangenschaft.

Aus fremd Besetzung wird den „Heidelberger Neuesten Nachrichten“ der Brief eines deutschen Soldaten zur Verfügung gestellt, der sich in französischer Gefangenschaft befindet. Er lautet:

G. . . . den 18. Juli 1915.

Heute habe ich eine gute Gelegenheit, den zweiten Brief meiner Gefangenschaft mitzuteilen:

Vom Schlachtfeld wurde ich mit noch zwei Verwundeten zu einem französischen Offizier geführt, der von mir wissen wollte, wie viele Kruppen rechts und links liegen und welche Regimenter. Seine Drohungen ließen mich kalt, meine Antwort war: „Ich kann das nicht sagen, weiß überhaupt nicht, welche und wieviel Regimenter diese Nacht am Gesicht teilgenommen haben.“ — „Gut“, sagte er, „ich bin Offizier und werde Sie erschießen lassen.“ „Daran kann ich allerdings nichts ändern“, entgegnete ich ihm.

Dann wurden ich und meine Kameraden — der eine hatte einen Beinbruch oberhalb des Knies und der andere einen unterhalb desselben — in einen Keller eingesperrt und streng bewacht. Deutsche Artilleriegeschosse flogen in das Gehöft, wir mußten daselbst verharren und wurden in die nächste Ortschaft transportiert. In jeder Schulter einen Verwundeten hängend, wanderte ich weiter.

Welch ein Jubel unter den Franzosen, als wir 1½ Soldaten in dem Dorf ankamen. Alles, was laufen konnte, kam herbei, um uns zu verhöhnen. Als Lager wurde uns ein Holzstall angewiesen. Vor Mitternacht, Hunger, Kälte und Erschöpfung schloßen wir ein. Nach zwei Stunden wurden wir geweckt. Helm, Lederzeug, Drillschlang und Schmirneblech sind uns während des Schlafes gestohlen worden. Ein neues Verhör fand statt, wobei mehrere französische Offiziere anwesend waren. Natürlich mit demselben Erfolg. Mitternacht, Hunger, Kälte und Erschöpfung schloßen unsen Waffentöden um, wurden uns gestohlen. Es sind dann noch neun Mann dazu gekommen. Wir sind also zwölf Gefangene gewesen, das ganze Ergebnis eines hartnäckigen Nachtgefechtes dreier würtembergischer Regimenter gegen ein französisches Armeekorps (acht Regimenter).

Die Schwerverwundeten mußten zurückbleiben. Wir erhielten einen Raib Brot und zwei Konzentrationen und fort ging es, mit vierzehn Mann Bewachung. Wie wir überall empfangen wurden, kannst Du Dir keinen Begriff machen. Ein deutscher Flieger, welcher ungefähr 200 Meter über uns flog, wurde heruntergeschossen und wir von den Soldaten mit den Stangen des zerbrochenen Apparates empfangen. Einer von uns wurde geirrt und hien geschlagen, bis ein Offizier dazwischentrat! Waffenlose Gefangene anzugreifen, dazu braucht man nicht viel Mut. Die Bewachungsmannschaft lacht noch bei diesem Tun und Treiben ihrer Kameraden. Die Zivilbevölkerung in den Dörfern, welche wir durchwandern mußten, verweigerte uns das Wasser und gebärdete sich wie wilde Tiere. Unter strömendem Regen kamen wir endlich nachts halb ein Uhr auf die erste Wohnstation. Wir waren 28 Kilometer gelaufen. Dasselbst wurden wir drei Stunden in das Bahnhofsarrestlokal eingesperrt und dann ging es weiter im Viehwagen, ohne Stroh und ohne Sitzgelegenheit. Wir hatten nur einige nasse Lumpen und diese dienten uns als Kopfkissen. Vor jeder Station wurde gepiffen, damit die ganze Bevölkerung erfuhr, daß Gefangene angekommen sind. Auf den Bahnhöfen wurde ein bis zwei Stunden halt gemacht und wir dem Gefächter und dem Spott der Zivilbevölkerung preisgegeben. Das Volk kam bis an unsere Wagen heran. Manche einer von uns austreten, wurde er von den Frauen und Kindern begleitet, die zusahen, wie dieser Mensch seine Notdurft verrichtete. Das ist das gebildete Frankreich! Von dem schlechten Wasser, das wir erhielten, bekamen wir Durchfall und somit immer die Laufferei. Am freudigsten und unerschämtesten waren die Eisenbahnbedienten. Wo diese etwas fehlen konnten, wurde es gemacht.

So ging es langsam von Stadt zu Stadt, ohne Essen und ohne etwas zu trinken. In B. . . wurden einige Schwerverwundete ausgeladen. Im Galopp wurden diese in einen Straßenschnitzwagen geladen, das Licht ausgelöscht und dabongefahren. Die Zivilpersonen bestaunen den Wagen mit Begehrten. Bevor der Eisenbahnzug zum Stehen gebracht wurde, ist von dem Lokomotivführer die Luftbremse mit einem Ruck angezogen worden, daß wir durch das schnelle Halten im Wagen übereinanderflogen und die Verwundeten laut aufschrien. Nach vierstündiger Fahrt kamen wir nach N. . . Eine tausendköpfige Menschenmenge erwartete uns; wir haben noch 60 Mann Zuschuß erhalten, meistens Verwundete. Wir mußten aussteigen und wurden in der Nähe der Stadt auf drei Stunden in einem Magazin untergebracht. Die Zivilisten schienen verdrückt geworden zu sein. Steine, Stöße, Schlässe und Messer flogen uns an die Köpfe und die „bessere“ Damentwelt spuckte uns ins Gesicht. (!) Unglaublich, aber wahr! Die französischen Soldaten halfen mit und die Offiziere hatten keinen Wert. Zwei Stunden Ruhe und dann ging es wieder zurück auf den Bahnhof, mit demselben Aufzuge. Die letzten zwei Tage waren nicht besser, wie die vorhergehenden. Wir fragten endlich, ob wir denn nichts zu essen erhalten. „Nein!“ war die Antwort. Auf der ganzen sechsstündigen Fahrt erhielten wir eine Stange Brot für sechs Mann. Nachdem wir in ganz Frankreich zur Schau geführt worden waren, wurden wir in C. . . . ausgeladen; derselbe Empfang wie in N. . . .

mir daß die Soldaten, die uns begleitet haben, nicht mit der Bevölkerung des Nationallieb mitgefingten haben.

In C. . . . erhielten wir jeder einen halben Raib Brot und unser Lager angewiesen. Bis in den Februar hinein nichts wie Stroblager auf Steinböden. Ohne Kleider konnten wir nicht schlafen. Wir haben also bis Anfang Februar die Kleider nie vom Leibe gehabt. Hälse, Hüfte, Riemen und Mäuse waren unsere Plagegeister. Alle zwei Monate erhielten wir frisches Stroh, also erst wenn das alte nur noch Dreck und Staud war. Hunger haben wir gelitten, davon kann sich niemand einen Begriff machen. Mittags gab es ein halbes Brot, im Zeitraum von zehn Minuten war es gegessen, dann einen viertel Liter Kartoffelsuppe, aber kein Brot, so ging es fort, bis wir unsere Pakete erhielten. Wir konnten nicht kochen in der Nacht, erlosb vor Hunger, zweitens vor Ungezieser, drittens lat uns der Mücken weg. Wenn wir von unserm Lager aufstanden sind, mußten wir uns zuerst festhalten, da es uns schwarz vor den Augen wurde. Das alles, was wir im Anfang unserer Gefangenschaft gelitten haben, kann man gar nicht beschreiben. So ging es weiter, bis wir auf unser Arbeitskommando kamen. Hier in C. . . . mußten wir im Garten arbeiten, erhielten 16 Pfg. pro Tag Röhren, etwas Wein und Käse. Das Essen ist noch schlechter als in C. . . . Würden wir nichts von zu Hause erhalten, wären wir nicht imstande, diese Arbeit zu verrichten. Schwarz wie die Kaminröhren kommen wir abends nach Hause, erhalten unsere Suppe und etwas warmes Wasser, um Tee zu machen. Arbeiten für den Staat werden nicht bezahlt. Der Wein ist sehr billig, aber wir müssen das schlechte Wasser trinken, so daß schon viele ernstlich erkrankt sind. Tag und Nacht geht es an die Arbeit, wer sich drückt, kommt in den Arrest, ob er erkrankt ist oder nicht, danach wird nicht gefragt. In C. . . . haben die Doktoren den Zivilisten die abgenommenen Arme und Beine gezeigt von unsern Kameraden, nur um sie zu beruhigen. Wenn einer im Sterben lag, hat man ihn fortgebracht in ein einfaches Zimmer. Da ist er elend gestorben. Die Kranken und Hiltlosen sind oft 14 Tage in ihrem eigenen Kot gelegen. Die Wunden hatten fingerlange Wärrner und Darrn. Mähdich noch mehr. Ich muß jetzt zum Arbeiten, es ist halb fünf Uhr morgens. Entschuldige mein schlechtes Schreiben. Sage es den Leuten und Mäse sie auf; es ist reine Wahrheit; 1600 Zeugen.

Vermischtes.

Das Fremdbörper-Telephon. Seit der Entdeckung der Röntgenstrahlen und ihrer Anwendung in der praktischen Medizin hat die Chirurgie, speziell auch die Kriegschirurgie, ein neues mächtiges Hilfsmittel gewonnen, so daß man sich heute nur noch schwer eine Vorstellung von der Behandlungsweise vor der Möglichkeit der Durchleuchtung des Körpers machen kann. Besonders die Entfernung von Fremdbörpern, Geschossen und Granatstückeln ist dadurch ungemein erleichtert worden, daß durch die Röntgenstrahlen ihr Sitz im Körper genau festgelegt werden kann. Welche Schwierigkeiten aber trotzdem bei der wirklichen Operation zu überwinden sind, davon macht sich der Laie meist keine rechte Vorstellung, er meint vielmehr, daß das Messer des Chirurgen, nachdem die Röntgenaufnahmen und ihre Auswertungen den Sitz des Geschosses einwandfrei und in bezug auf die Tiefe festgelegt haben, einfach und sicher dorthin geführt werden kann. In der Wirklichkeit sieht die Sache doch etwas anders aus, und es ist für den Chirurgen keine geringe Aufgabe, den Weg von der mit dem Messer eröffneten Eingangsöffnung in den Körper bis zum Fremdbörper verfolgen. Schon mit der Lagerung für die Operation, mit dem ersten Einschnitt und der Spreizung der Wundlippen sind alle Formen verändert, der elastische Gleichgewichtszustand ist gestört, die unendlich kleinen Gewebe ziehen den Fremdbörper nach rechts oder links oder in die Tiefe. Es kann vorkommen, daß der im Wundschlitz sichtbare Fremdbörper mehrfach berührt wird, ohne daß der Operateur es merkt, und ebenso oft kommt es vor, daß die Instrumente an Hindernissen scheitern, Gefäße usw. kommen und der Operateur glaubt, er habe den Fremdbörper gefaßt und setzt nun vergebens die Fortzange an. Es fehlt eben ein sicheres Zeichen, daß das Instrument den Fremdbörper berührt.

Schon während des Krieges von 1870/71 bemühten die Chirurgen mehrere Methoden, um diesem Mangel mit Hilfe der Elektrizität abzuhelfen. Ein elektrischer Strom wurde durch die Verührung des Instrumentes in die Wunde eingeführt, Instrument mit dem metallischen Fremdbörper geschlossen und zeigte sofort durch den Ausschlag einer magnetischen Nadel oder durch das Erlöschen einer elektrischen Klingel an. Diese Methode kann man natürlich auch heute benutzen, wo man den großen Vorteil hat, die Lage des Fremdbörpers vor dem Eingehen mit dem Messer viel genauer feststellen zu können, als vor 46 Jahren. In der magnetischen Nadel und der elektrischen Klingel ist seitdem noch ein anderes sehr empfindliches Instrument getreten, das durch die Schließung des elektrischen Stroms in Bewegung gesetzt werden kann, das Telephon, und dieses wird daher ebenfalls zur Erleichterung der Operation beim Hernusschneiden von Fremdbörpern verwendet.

In der Münchener Medizinischen Wochenschrift wird eine noch dadurch vereinfachte Vorrichtung beschrieben, daß der notwendige elektrische Strom nicht von einer außerhalb des Körpers stammenden Stromquelle geliefert wird, sondern der Körper des Patienten selbst wird als Stromquelle für dieses „Fremdbörper-Telephon“ mit verwendet. Ein mit Salzwasser angefeuchtetes Platinblech wird in die Nähe der Operationswunde gelegt, und dieses stellt mit dem metallischen Fremdbörper ein galvanisches Element dar, bei dem der Körper des Patienten selbst die Rolle der flüssigen Lösung übernimmt. Von dem Platinblech sowie von einem um das chirurgische Instrument gewickelten Silberdraht, der mit diesem in die Wunde eingeführt wird, führen Leitungsdrähte zu einer Telephonmuschel, die am Ohr des Operateurs festgehalten wird. Sobald das Instrument mit dem Fremdbörper zur Verührung kommt, ist der Stromkreis geschlossen, und im Telephon wird sofort ein Klacken gehört. Dadurch ist dann ein sehr deutliches Zeichen für den ganz genauen Punkt gegeben, an dem der Fremdbörper liegt, und an dem das Instrument anzugreifen hat. Besonders vorteilhaft wird das Verfahren sein, wenn zahlreiche kleine Splitter herauszufischen sind, die auf der Röntgenplatte abgezählt werden und von einer Einschnittstelle aus dann abgezucht und herausgeholt werden können.

Heiteres.

Kunststud. Photograph (zu zwei Knaben, die er aufnehmend will): „Aber Kinder, macht doch freundliche Gesichter!“ — Deren Vater (sic überfiegend): „Ahr Schlingel, wollt ihr gleich freundlich lächeln!“